

Auseinandersetzung mit der Dodekaphonie

Als Armin zum vierten Male an den Darmstädter Ferienkursen für Neue Musik teilnimmt, reflektiert er seine Eindrücke zu Beginn der Veranstaltung:

[Sonntag, 13. Juli 1952]

Wieder das seltsame Gefühl, unter hundert Komponisten zu sein ... Es fiel mir beinahe schwer, mich von zuhause, vom Süssplätz loszusagen. Nach einer bedrohlichen Hitzeperiode kamen letzte Woche endlich die ersehnten Gewitter und abkühlender Regen. Das Gras wächst wieder. Im Waschkörbchen liegt Christian mit seinem ersten Lächeln. Thomas begiesst eifrig die blühenden Rosen und macht sich an der Wassertonne zu schaffen. Mit dem allem verwachsen: meine Arbeit.

Das Kaleidoskop, das vielleicht grössere Ausmasse annimmt. Und jetzt wird die Musik wieder herausgerissen aus der Lebensbeziehung, wird nackt und beziehungslos auf das Katheder gestellt. Da werde ich wieder unsicher, die Massstäbe ändern sich: Das Mass an technisch-fortschrittlichem Geist entscheidet hier, nicht der Gehalt an menschlicher Substanz.

Und doch bejahe ich dies alles, so schwer es mir fällt, seelisch mitzugehen. Einfach weil es mir um die Musik geht, und weil ich bedingungslos alles akzeptieren und assimilieren will, was mich überzeugt. Weil hier ein Forum ist, wo die Schaffenden aller Länder ihre letzten Resultate zur Diskussion stellen.

So sehr ich auch wieder an mein Schaffen glaube, so sehr sehe ich die Notwendigkeit ein, Technik und Aussage auf den gleichen Nenner zu bringen. Es ist fragwürdig, dass wir uns immer noch eines Orchesters bedienen, welches das differenzierte Instrument des Naturalismus war, dass wir Instrumente gebrauchen, welche sich seit zwei oder drei Jahrhunderten nicht veränderten. Die neu strukturierte Musik hat noch nicht den ihr entsprechenden technischen Rahmen gefunden – das macht sie oft so gewaltsam und abstrus.

Mir schwebt in dieser Richtung eine Arbeit vor, zu welcher mir vorerst der Text noch fehlt. Ein Arbeiter zeigt seiner Frau seinen Arbeitsplatz, die Werkhalle einer riesigen Maschinenfabrik. Liebevoll erklärt er ihr das Getriebe und Gestänge über ihnen, sie verfolgen den Werdegang der Arbeit vom Guss bis zur Montage. Dazu eine Zwölftonkonstruktion für lauter elektronische Klangelemente: Klirren von Stangen, Röhren von Signalen und das gesamte Geräusch des industriellen Lebensraum. Aber im Zentrum: zwei liebende Menschen, die versuchen, ihre Gegenwart zu begreifen, wie die Maurer und Werkmeister der Kathedralen einst ihre Aufgabe, deren Sinn durchdrangen.

Ob ich selbst noch so weit komme? Nicht dass ich dies als ein fernes leuchtendes Ziel sähe, als die Zukunft um jeden Preis, nein. Aber ich bin es meiner Entwicklung schuldig, keine Möglichkeit unversucht zu lassen, keinen Weg zu missachten. Natürlich bin ich viel lieber bei meinen gedämpften Violinen, bei Harfe und Flöte. Noch, scheint mir, vermag ich

alles damit zu sagen, was ich sagen möchte. Und schliesslich fühle ich mich zuerst als Bühnenmusiker. Da gibt es erst noch Lücken zu schliessen, weil niemand, besonders die hörende Gemeinschaft nicht, Entwicklungsstufen auslassen kann. Mir scheint: ich habe mehr als genug zu tun, wenn es mir gelingen sollte, die Errungenschaften der Neuen Musik von 1920 in der Oper zu neuen glücklichen Lösungen zu bringen.

Armin erringt mit der Aufführung der Aphorismen eine gewisse Achtung seiner Kollegen, die expressive Dimension seiner Musik stösst jedoch nach wie vor auf Kritik. Er empfindet diese Kritik als einseitig: Musik darf sich nicht – ohne Schaden zu nehmen – ihrer ureigensten expressiven Ausdruckskraft berauben. Sein Urteil über Tendenzen der modernen Musik ist differenziert, für ihn haben all die neu entwickelten musikalischen Techniken einem Werk zu dienen, sonst bleiben sie Handwerk.

[23. Juli 1952, Darmstadt]

Es geht dem Ende zu. Ein neues Mal habe ich, einer Bestandsaufnahme gleich, Gedankengut und materielle Voraussetzungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Musik in mich aufgesogen. Zum erstenmal habe ich in diesem Forum so etwas wie einen Erfolg errungen – die Aphorismen fanden sogar richtiges Interesse.

Dagegen habe ich *Polyphem* nur Rodemann¹ vorgespielt, und musste seine Meinung hören, dass hier der «andere» Schibler wieder durchgebrochen sei, der in der Wahl der Mittel noch nicht auf der Höhe der Zeit stehe ... Und seltsam: abends im Konzert kam die Kantate mit Sprechchor und Solostimmen von Nono: Da wurde mir klar, wie ich das Vorhaben auch noch hätte lösen können – und nachts fasste ich den

¹ Albert Rodemann (1901–1964), Musikwissenschaftler und Journalist.

Entschluss, den Zweigschen Text nochmals zu vertonen und die neue Fassung der andern als gleichberechtigte gegenüberzustellen. Ob aber die zweite Fassung objektiv besser werden kann, zweifle ich, weil die kühleren, härteren Mittel die starke Expressivität von vorher ausschliessen.

Unsere Zeit ist (wie es alle Zeiten waren) mehrschichtig: in den Ländern mit noch vorhandener bürgerlicher Struktur wird man sich an den expressiven Schibler halten, in Deutschland an den avantgardistischen, der sich nur noch an Fachleute wenden kann ... Oder anders ausgedrückt: Der dramatischen Konzeption sei die betont musikalisch-absolute gegenübergestellt.

Was die jungen Deutschen produzieren, ist erschreckend. Auf's Neue mischen sich Avantgarde und Scharlatanerie, wie man es so oft erlebt hat. Und gerade diese Tatsache ist es, das ist mir klar geworden, die mich so lange Jahre von der extrem neuen Musik abgehalten hat. Ich konnte nicht glauben, dass aus menschlicher Fragwürdigkeit etwas Neues erwachsen soll. Heute denke ich da etwas objektiver: Vielleicht können nur die nüchtern-sachlichen Köpfe in Zwischenzeiten die materiellen Aspekte der Kunst erweitern und ins Unbekannte vorstossen. Das Genie ist vielleicht eher reaktionär gestimmt, weil es an die Totalität des zu schaffenden Werkes denken muss, dem die neuen Möglichkeiten nur insoweit dienen können, als die Summe der Komponenten eine Einheit ergibt. Schönberg ist ein Genie des Geistes. Strawinsky ist Genie der Vitalität. Das volle künstlerische Genie erst wird alles einschmelzen zur neuen Ganzheit.

Das völlige Aufgeben des Ichs an die Zeit ist ein typisches Zeichen einer Schwäche. Selbst in der schlimmsten Situation bleibt ein Rest von Menschlichem. Am Rande der brennenden Städte blühen die Wälder und Blumen weiter. Die Rose bleibt ein Wunder selbst in soviel Blut. Das Verhängnis

ist menschenverhängt; das Göttliche ist jederzeit zu neuer Gegenwart in uns bereit. Wir dürfen nicht den Glauben an unsere Möglichkeiten, die Hoffnung auf ein sinnvolles Menschendasein über Bord werfen, weil der Mensch unserer Zeit versagt hat. Das ist der alte Primitivglaube: Wenn Du, Gott, gut zu mir bist, dann glaube ich an Dich. Dass ich auf der Folter wiederriefe, ist auch nur menschenbedingt. Ich wäre wahrscheinlich kein Märtyrer, wenigstens so lange nicht, als ein Opfer nicht ungeheuren Sinn für viele hätte. Und trotzdem würde ich in den schlimmsten Folterqualen wissen, dass das Göttliche da ist ...

[25. Juli 1952, auf der Heimreise]

Ich weiss es, und habe es mir im wachsenden Heimweh nach der Geborgenheit bis ins Letzte vorgestellt: Sobald ich bei Dir bin, werden alle Probleme wie ausgelöscht sein. Immer noch nicht habe ich gefunden, dass es für den Menschen eine andere Ursubstanz gibt als die Beziehung von Mann und Frau: alles Weitere ist sekundär; in der Aufrichtigkeit der Zeugung liegt die Zukunft der Menschheit.

Diesmal bist Du mit den beiden Kleinen im Häuschen auf dem Süssplätz. Ich werde nach 13h nach Hause in den Wolfbach kommen, noch einiges für Dich besorgen, mich rasieren, schönmachen. Dann, gegen 17 Uhr werde ich Dir ausrichten lassen, dass ich um 20 Uhr im Steinbruch auf Dich warten werde.

Dann, gegen 19 Uhr, fahre ich nach Witikon, wandere durch den Wald, immer nur an Dich denkend, bis zur vereinbarten Stelle. Ich werde vor Dir dort sein. Nun zittert jede Faser in mir nach Dir: jeden Augenblick kann Deine Gestalt (ich versuche mir vorzustellen, in welchem Gewand) daherkommen, und wieder werde ich es kaum fassen können, dass Du es bist, dass Du mein Weib bist, das nie einem andern

angehört hat und das, solange das Schicksal gütig ist, mein Weib sein wird, mein Lebensgefährte, mein liebend-kritischer Spiegel, mein zweites Ich ... Und du wirst mich ansehen, und ich werde meinen Kopf an Dich lehnen und beide werden wir nicht ein Wort sagen. Nur unsere Körper werden sich aneinander stemmen wie zwei Bäume, und in dem ertiefen Schweigen werde ich den geheimsten Atem des Seins verspüren, schöpferischen Urgrund, der will, dass aus Leben wieder Leben werde, unaufhörlich.

Die Nacht wird über uns hereinbrechen mit ihrer Kühle, und wir werden langsam den Weg zum Hause einschlagen, wo Thomas und Christian schon im tiefen Schlafe liegen. Und ich werde mich mit Dir über sie beugen, in den Duft von Kinderbetten hinein, der so süß ist, und werde versuchen, zu beten. Ein Gebet ohne Formel, nur aus Dankbarkeitsgefühl aufsteigend, mit dem leisen Schmerz des Wissens, dass dies alles bedroht ist und keine Sicherheit besteht gegenüber dem Einbruch des Dunkeln. Und gerade deswegen ist es das Glück, das ich ahnend empfinde, indem ich seine flüchtige Dauer ausmesse.

Und wir werden die Türen leise schliessen. Du wirst mir ein Abendbrot hinstellen, ich werde Dir das Wichtigste erzählen, von der durchfeierten Nacht mit all den jungen deutschen Menschen, die ich mir diesmal beglückend entgegenkommen spürte. Werde Dir sagen, wie ich Dich entbehrte, welche Frauen mich beschäftigten, werde die kleinen Geschenke für Dich und die Kinder auspacken, den kleinen Stoffaffen, das Wassertier, die kleinen Küchengeräte, den breiten Taillengürtel, mein beendetes Tagebuch.

Und dann werden wir uns angehören, und aus uns wird eins werden, und um uns wird ein Dom sein aus Lust und Gefühl. Lass mich Dir danken, dass Du da bist. Da bist, für mich.

Fühle ich mich nicht überfordert von diesen Ansprüchen, Erwartungen und Idealisierungen? Ich versuche, nüchtern auf dem Boden zu bleiben, mir nichts einzubilden, dankbar so viel Liebe entgegen zu nehmen und mir bewusst zu sein, wie viel ich noch an mir zu arbeiten habe, um dieser Überfülle an Gefühl gerecht zu werden. Der Taillengürtel ist für mich viel zu eng, in seiner Vorstellung bin ich schlanker. Um mich hübsch herzurichten, habe ich, nachdem die Kinder versorgt sind und das Haus in Ordnung gebracht ist, nicht so viel Zeit. Und das Kleid? Da habe ich mir nicht viel überlegt, bin nur schnell durch den Wald geeilt, um ihn nicht warten zu lassen.

Wir geniessen die Sommerferien auf dem Süssplätz mit dem kleinen Christian, der in seinem Waschkorb unter den noch kleinen Bäumen den Schatten geniesst. Thomas ist ein grosser Natur- und Tierliebhaber und still beobachtend streift er durch den Garten. In einer kleinen Käseschachtel betreut er liebevoll seinen Heugümper Mac Gregor, füttert und sorgt sich um ihn. Wie gross ist unser Schrecken, als eines Morgens die Schachtel leer ist und ein grosser feuchter Fleck auf der Granitplatte zu sehen ist. Thomas hat seinen lieben Freund zerquetscht. Das Böse in sich zu überwinden, muss ein kleiner Mensch schon früh lernen.

Armin sieht sich dazu geführt, die Vielfalt des musikalischen Ausdrucks nicht modernistischen Trends zuliebe aufzugeben. Die Ausschaltung des Innerlich-Expressiven um der sogenannten Wahrheit willen vernachlässigt zutiefst Glück spendende Urerfahrungen wie Geburt oder Liebe. Er distanziert sich von jedem ans Komische grenzende Spezialistentum und sieht sich als pluralistischen Künstler, wie er am 14. August 1952 an Kurt Hirschfeld¹ schreibt:

¹ Kurt Hirschfeld (1902–1964), Sohn einer jüdischen Familie, Journalist, Dramaturg. 1933 emigrierte er in die Schweiz, wo er am Zürcher Schauspielhaus eine Tätigkeit fand. Nach einem Aufenthalt in Moskau kehrte er nach Zürich zurück und machte das Schauspielhaus zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Bühnen im Ausland. 1961 wurde er dessen Direktor.

In einem Punkt, den ich in Darmstadt heftig mit Rodemann diskutierte, bin ich mir allerdings noch nicht im Klaren. Dass es in der dem objektiven Geiste und damit der Wahrheit verpflichteten Dichtung keinen andern Weg gibt als den der völligen Desillusionierung, der Gestaltung der Verfremdung, wie sie sich heute als Folge der noch nicht gemeisterten geistigen und technischen Entwicklungen darbietet, ist mir bewusst.

Wie steht es aber mit der Musik? Sie, die allen irrationalen Mächten der Seele, des Gefühls, des Dämonischen näher steht als dem Begrifflichen, in Worten Formulierbaren, kann sie nicht auch wie ein Reservat der eigentlichen Existenz von jenen Belangen künden, die in der Dichtung längst entwertet worden sind? Müssen wir als Musiker ebenso sehr wie die Dichter unsere private, intime Existenz, wo sich doch auch heute noch Ereignisse abspielen können, die unser Leben in all der Verfremdung überhaupt noch lebenswert machen, verleugnen und den Blick nur dorthin richten, wo das Schreckliche geschieht? Droht da nicht die Gefahr, dass bei Ausschaltung des Innerlich-Expressiven um der Wahrheit willen diese selbst zu verkümmern droht? (Ein Beispiel dafür: dass ich unter den sogenannten Radikalen der Jetztzeit so viele menschlich und seelisch verkümmerte, bisweilen sogar unentwickelte Menschen gefunden habe. Müsste nicht Musiker-Sein zunächst Mensch-Sein bedeuten, was bekanntlich das allerschwerste Kunstwerk ist?)

Sie kennen mich ja schon soweit, dass Sie in mir keinen Reaktionär vermuten. Aber versuchen Sie an mir zu schätzen, dass ich nicht einer von jenen bin, die sich der Zwölftonsache zugewendet haben, weil sie merken, dass sie sonst zu wenig up to date sein könnten. Nur nach grösstem, jahrelangem Widerstreben, zunächst fast bildungshalber, bin ich daran gegangen.

Dann aber wurde es ein solches vehementes Erlebnis, ein Hervorbrechen von bisher Ungeahntem, dass ich erst vom eigenen Schaffen aus den Komplex der Neuen Musik völlig begreifen konnte. Nun stellte sich bald die Frage: muss ich von nun an nur noch jene Bereiche zur Gestaltung bringen, in denen der Gebrauch der neuen Mittel legitim ist? Das Innerliche (etwa die doch nie zum Stillstand kommende Selbstwerdung, das unerhörte Erlebnis der Geburt und das Heranwachsen meiner Kinder, der Gefühlsbezirk, der meine stets neu zu erringende Ehebeziehung kennzeichnet) soll es nicht mehr zur Gestaltung kommen dürfen, weil ihm vor der Ungeheuerlichkeit der Zeitsituation (Dutzende von Millionen verschleppter, zum Tode gequälter Menschen noch heute, in dieser Stunde) keine Bedeutung mehr zukommt?

Bin ich als Musiker nicht geradezu verpflichtet, das Innerliche zu allererst wichtig zu nehmen, da doch die Musik auch heute noch als direkter Ausdruck des Seelischen zu gelten hat - ja gerade mehr denn je seit Schönberg, der analog zu Kandinsky und Klee das rein Innere erst erschlossen hat?

Die Entscheidung ist für mich bereits gefallen: Sowohl dem Innern wie dem Äussern, der heilen Seele wie der verfremdeten Gegenwart will ich gerecht werden, werde also das sein, was man einen Pluralisten nennen könnte. Schönberg selbst hat sich bereits den Dualismus erlaubt, selbst in fortgeschrittenster Zeit noch im alten Stil komponiert. Nur so lässt sich die Gefahr der Verkümmern durch Einseitigkeit bannen: und wie sehr mich strengste Zwölftonarbeiten, in Kammermusik beispielsweise, auch im Operschaffen befruchtet hat, davon kann ich dankbar und beglückt erzählen. Dass mit der Zeit aus diesem Schaffen, das auf verschiedenen Ebenen sich vorwärts bewegt, wieder eine Einheit auch des simultanen Stiles werden soll, das versteht sich von selbst. Übrigens kann mit Recht behauptet werden, dass alle grossen Schaffenden für ihre Zeit schon eine Art von Pluralismus verwirklicht hatten: bei Beethoven findet man schön nebeneinander im selben Jahre den Gassenhauer *Die Wut über den verlorenen Groschen* und die letzten Streichquartette, bei Mozart ebenso leichtgeschürzte Opernstoffe neben den kirchenmusikalischen Werken. Nur die Stileinheit jener Zeit hat bewirkt, dass die verschiedenen Gattungen der Musik in ihrer Werkstruktur nicht mehr auseinander gingen.

In Darmstadt herrscht noch immer ein furchtbares, ans Komische grenzende Spezialistentum. Über den Oktavsprung in der Zwölftontechnik können sich die Gemüter stundenlang ereifern.

Aber über politische Belange, über Fragen des Aufbaus eines neuen Deutschland hörte ich ausser bei Herrn Rodemann kein Wort - es ist, wie wenn die praktische Lebenssphäre - in der es die Theorie ja erst zu bewähren gilt - überhaupt keinen jungen Musiker interessieren würde. Dass ich mich schärfstens gegen dieses Spezialistentum wende, dass ich bei einem Künstler den ganzen Menschen fordere, das drängt mich eben zu der ausgedeuteten Vielseitigkeit des schöpferischen Bereichs. Gerade wenn einer etwas zu sagen hat, wenn er eine wirkliche Persönlichkeit ist, dann wird man ihn in all seinen Gestaltungen unverwechselbar erkennen.

Ein letzter Aspekt des Problems wäre noch zu streifen: der soziologische. Der Radikalismus der jungen Deutschen erklärt sich nicht zuletzt daher, dass sie die Zeit von 1910-1945 nie rekapitulieren konnten. Ist es doch so, dass der Schaffende von heute im Geistigen den gesamten historischen Weg in nuce durchleben muss, entsprechend der individuellen Entwicklung, in der es keine Lächer geben darf, wenn eine ausgewogene Persönlichkeit zustande kommen soll (auch den Picasso avant Picasso gibt es notwendigerweise!).

Und gerade weil bei uns in der Schweiz und anderswo noch positive Elemente des Bürgerlichen wirksam sind, weil ich mich noch als Teil einer Gemeinschaft, als Soldat und Stimmbürger fühle, gerade deshalb habe ich das tiefe Bedürfnis, auch so zu komponieren, dass es nicht sinnlos ist, das Geschaffene dem bei uns

vorhandenen Publikum zu Gehör zu bringen. Also auch hier: Neben der Feststellung einer völlig verfahrenen Situation in Deutschland und an vielen andern Orten muss auch gesehen werden, dass es noch einigermaßen heile Teile der Welt gibt. Womit nicht gesagt sein soll, dass ich nicht auch die gegenwärtige soziale Ordnung für verbesserungsbedürftig halte.

[25. August 1952, abends 11 Uhr Etzel Kulm]

In den letzten Tagen habe ich das entscheidende Zentralbild des Bergwerks skizziert.

Der Sonntag auf dem Süssplätz, frühherbstlich regnerisch, sah mich in meiner neuen Arbeitskammer am 6. Bild aus *Der Teufel im Winterpalais* beginnen. Heute wurde das Wetter aus anfänglich unergründlichem Herbstgrau blau und klar. Ich kam gegen sechs Uhr aus der Schule zurück, fand einen seltsamen Brief von Alt-Operndirektor Schmid-Bloss¹ vor, den ich um seine Meinung über den *Teufel* gebeten hatte. Selbst das hielt mich nicht ab, vor sieben Uhr mit Fahrrad und Rucksack wegzufahren, nachdem ich Thomas noch aus dem Nachbarhaus, bei Sämi Wittwer, zurückgeholt und dem kleinen Christian an der Mutterbrust einen sanften Kuss aufs Köpfchen appliziert hatte. Bei der Brücke sah ich noch das blutrot untergehende Rund der Sonne. In Thalwil stieg ich in den Zug nach Richterswil, von wo ich über Wollerau nach Feusisberg zum Etzel emporstieg.

Viertelstundenlang beschäftigte mich noch die Hypothek des Briefes. Es gibt kaum einen Menschen, der offener für Kritik ist als ich. Aber hier hatte ich am falschen Orte ausgepackt:

¹ Karl Schmid-Bloss (1883–1956) war 1932–1947 Intendant des Zürcher Opernhauses.

der gute Mann wollte offenbar die Sache ins Psychologische gewendet wissen, und ich zweifle nicht, dass ein Richard Strauss dem Stoff auch beachtliche Seiten abgewonnen hätte. So rang ich schliesslich die Bedenken nieder, während ich höher und härter, den Wiesenpfad kaum mehr erkennend, emporstieg. Endlich, fast schon auf der Höhe, setzte ich mich ins taufeuchte Gras, und im Anschauen des weit unter mir sich ausbreitenden Lichtermeers, dessen Ränder sich im schwarzen Dunst verloren, kam ich wieder zu mir selber. Unermesslich über mir der bestirnte Himmel, hinter mir der dunkel aufragende Waldsaum von Tannen, und unter mir die Lichter. Wieder spürte ich den Hauch der Menschenewigkeit, über der die uns nicht mehr fassbare letzte Ewigkeit sich aufzut.

Doch der Saft eines herrlichen Apfels, den ich am Sonntag früh beim Milchholen aufgelesen, ruft mich köstlich ins Menschsein zurück. Ja: Mensch-Sein, welche Begnadung der Mitte ist das.

Beim Weiterschreiten durch das letzte finstere Waldstück zum Gipfel gedenke ich Goethes. Immer auf der Höhe, zwischen Tannen, die den Blick ins Tal noch frei geben, kommt das Ähnen dieses grossen Geistes über mich.

Dann taucht das Licht des Berggasthofes auf. Durchs Fenster sehe ich eben, dass die Wirtin zu Bett gehen will. Aber ich werde noch eingelassen, das Gaslicht (vermutlich ist es Butangas) wird für mich in dem länglichen niederen Gastraum angezündet. Freundlich bringt die Frau das Essen und den Wein, richtet mir oben eine Kammer. Wieder einmal darf ich die Verantwortung, die Not der Gestaltung vergessen. Ganz wunderbar kreatürlich sitze ich da, vor mir der Kaffee, in der Linken die Zigarette, in der Rechten der Bleistift im Tagebuch.

Leise summt die Flamme, und unter der tickenden Uhr sitzt die Frau und liest, wie gestern Abend die vier Höhlenforscher

im Muotatal nach zehntägigem Aufenthalt im Berge durch die Höhlen zurück gewatet sind und sich so retten konnten.

Armin ist poetisch inspiriert – aus dem *Wanderskizzenbuch*:

I
*Ach könnt ich der Buche Bruder sein,
 ein Vogel im Schnee des Apfelbaums,
 ein Tag nur die Schwester des Windes,
 der die berstenden Knospen kost,
 ein Regentropfen,
 der aus den Wolken stürzt
 in soviel saftenden Aufbruch ...*

*O würd' ich, unteilbar,
 ein reines Ganzes
 wie die Blüte vom Kirschbaum,
 ein einziger Jubel,
 ein Singen zartesten Lichts!*

*Doch immer bleibt der Mensch in der Mitte,
 nie werden wir eins mit Natur,
 nie eins aber auch mit dem Göttlichen –
 bis die letzte Stunde
 den Ring zum Ganzen rundet:
 Im Tod erst gehen wir in die Ganzheit ein
 in mütterliche Gott-Natur.*

II

*Verwilderter Gärten
Menscheninneres:*

*Brennesselgrün und Schöllkraut,
überwuchert von Rosengeschlinge,
Asseln und Mistkäfer
unter modernden Brettern,
Duft von Jasmin –*

*und plötzlich durchs Blättergewirr,
bricht feuchte, lichte Sonne,
wärmt die bröckelnde Mauer
uralten Sandsteins.*

*Blick in die Kindheit
wirre Verzauberung:
geheime Grausamkeiten,
Spiel mit Schleimigem
von Würmern und Schnecken –*

*erstes, jähes Ahnen des Triebs
In soviel feuchter Verschlingung.*